

# Mission auf Sendung

Alexander Grau

**Medien und Religion waren schon immer untrennbar miteinander verbunden. So sind Religionen schon aus Gründen der Kommunikation und Identitätsbildung auf mediale Vermittlung angewiesen. Zugleich haben religiöse Konzepte unser Verständnis von Medien entscheidend geprägt. Dies zeigt sich nicht zuletzt an unserem Umgang mit Bildern und unserer Vorstellung von Medienpädagogik und Medienpsychologie.**

Mediengeschichte ist Religionsgeschichte, und umgekehrt gilt: Religionsgeschichte zu einem nicht ganz unerheblichen Teil Mediengeschichte. Neben politischer Propaganda gehören religiöse Botschaften seit Jahrtausenden zu den bevorzugten, häufig zu den alleinigen Inhalten medialer Kommunikation. Und da die Geschichte der Medien, auch wenn wir heutzutage manchmal einen anderen Eindruck haben, erheblich durch ihre Inhalte bestimmt ist, haben religiöse Vorstellungen und Strukturen in ganz wesentlichem Maße die Geschichte der Medien bestimmt. Vice versa gilt selbstredend das Gleiche.

Religionen werden verkündet. Dazu braucht es Vermittler, also Prediger, heilige Texte, Lehrbücher, Bilder und Plastiken der Heiligen und Götter. In der christlichen Tradition sprechen wir von „Mission“, wenn wir von der Verbreitung der christlichen Botschaft sprechen. Das Wort „Mission“ kommt von dem lateinischen „missio“, und das bedeutet: Sendung.

Schon der Begriff „Mission“ lässt ahnen, dass Medien und Religion tiefer mit- und ineinander verwoben sind als durch die einfache Tatsache, dass religiöse Inhalte irgendwie unter das Volk gebracht werden müssen und dass es dazu Texte, Bilder und Priester braucht, die ge-

nau das bewerkstelligen. Allein die Frage, wie die Kommunikation zwischen transzendenter und profaner Welt gedacht wird, ist eine theologische. Deshalb sind Medien selbst ein religiöses Thema und als solches Gegenstand der Theologie.

## Medien zur Kommunikationsverweigerung

Dass Medien für Religionen mehr sind als einfach nur Katalysatoren einer religiösen Botschaft, sondern dass der Glaubensgehalt selbst Ausdruck einer Medientheologie ist, wird an dem teilweise sehr unterschiedlichen Umgang verschiedener Kulte und Religionen mit der Öffentlichkeit deutlich. Nicht wenige Lehren in der Religionsgeschichte der Menschheit verstanden und verstehen sich ausdrücklich als „esoterisch“, abgeleitet von dem griechischen „esýterikón“. Das bedeutet „das Innere“ und bezeichnet somit eine Geheimlehre, die gerade nicht öffentlich, sondern nur für Eingeweihte bestimmt ist. Esoterische Lehren brauchen Medien daher nicht als Kommunikationsmittel, im Gegenteil. Esoterische Lehren verwenden Medien als Mittel der Kommunikationsverweigerung. Diese mediale Abschottung garantiert zum einen die Ex-

klusivität der esoterischen Gemeinde. Zum anderen ermöglichen erst esoterische Schriften, Handlungen und Bräuche die Einsichten in die verschlüsselten Geheimnisse der Welt. Esoterische Lehren sind davon überzeugt, dass die eigentliche Wahrheit nicht massenmedial vermittelt werden kann. Wahrheit ist nach dieser Medientheologie per se okkult, d. h. „verborgen“ (lat. „occultum“): Sie offenbart sich nur einigen wenigen Verständigen.

Esoterik und mediale Darstellung nach außen schließen sich daher aus. Schon eine esoterische Buchhandlung ist eigentlich ein Widerspruch in sich. Es ist somit kein Zufall, dass sich Esoterik im Zeitalter der Massenmedien zumeist als Wellness mit Räucherstäbchen und exotischer Folklore darstellt.

Wie zentral die mediale Abschottung für esoterische und okkulte Lehren in der Antike über Jahrhunderte gewesen ist, wird vor allem anhand ihrer Mysterienkulte deutlich. Der Ausdruck „Myste“ (griech. „Verschlossenheit“) verweist dabei auf den Eid, den jeder neue Eingeweihte zu leisten hatte. Es spricht allerdings für den Pragmatismus der antiken Gläubigen, dass sich die Mysterienkulte keinesfalls gegeneinander ausschlossen. Es war durchaus üblich, Anhänger mehrerer Kulte zu sein – sicher ist sicher.

Diese liberale Haltung der Anhänger antiker Mysterienkulte hat ihre Wurzeln in einer spezifischen Eigenart der antiken Polytheismen: Sie ergänzen sich eher, als dass sie sich ausschließen. Das hat im Wesentlichen zwei Gründe: Mysterienkulte kommunizieren nach innen, in die Gemeinschaft der Gläubigen hinein, verzichten aber auf systematische Mission. Zudem ist der Kult, ist das Medium selbst die Botschaft, was den Vorteil mit sich bringt, dass, wenn die Form der Inhalt *ist*, die Inhalte zweier unterschiedlicher Rituale nicht in einen Konflikt treten können.

Anders sieht es bei monotheistischen Religionen aus. Hier ist das Medium, sei es die jeweilige heilige Schrift, sei es ein Ritus, nur der *Träger* einer göttlichen Botschaft: Offenbarung und Medium sind nicht identisch. Das Medium ist lediglich ein Mittel der Verkündung. Das ermöglicht, zumindest theoretisch, verschiedene Formen medialer Vermittlungen der religiösen Botschaft, schließt aber Kulte, die andere religiöse Inhalte transportieren, konsequent aus: Du sollst keine anderen Götter haben neben mir.

## Die Trennung von Medium und Botschaft

Dass dieser mediale Absolutheitsanspruch monotheistischer Religionen kein Zufall ist, sondern Theologie und Medienauffassung einander inhärent sind, begriff schon der Erfinder des Monotheismus: Pharao Amenophis IV., auch bekannt als Ehemann Nofretetes. Echnaton, so der Name, unter dem er in die Geschichte eingegangen ist, schaffte den Polytheismus ab und begründete die erste monotheistische Religion der Menschheit. Verehrt werden sollte der eine Gott unter dem Namen Aton. Aton bezeichnet die Sonnenscheibe, die allerdings nicht selbst als Gott, sondern als dessen Symbol angesehen wurde. Auch der König Echnaton ist nur ein Widerschein des Aton („Glanz des Aton“) – sein Medium, wenn man so will. Echnaton verbot alle anderen Götter und ließ ihre Namen aus den Inschriften entfernen. Das war aus altägyptischer Perspektive allein schon deshalb ein Sakrileg höchsten Ranges, weil Gott in seinem Namenszug, genau wie in seiner Statue, anwesend war. Gott und Medium waren nach antiker Vorstellung identisch.

Mit dieser seit Menschengedenken selbstverständlichen Tradition brach Echnaton: Er unterschied den einen Gott von den Medien, die ihn symbolisierten. Das war revolutionär. Echnaton sah, dass die Vorstellung, dass es nur einen Gott gibt, konsequenterweise dazu führt, die Einheit von Gott und Medium aufzuheben. Anders wäre die Pluralität der Welt aus monotheistischer Sicht ein komplettes Rätsel. Der monotheistische Gott darf nicht in der Welt selbst sein, er ist von Anfang an ein transzendenter Gott, der sich von den Medien, in denen er sich äußert, konsequent unterscheidet. Religionen, die an der Einheit von Medium und Gott festhalten, sind aus dieser Sicht Häresien. Sie münden fast zwangsläufig in den Polytheismus und bezweifeln damit die Einzigartigkeit und Allmacht Gottes.

Aus der Transzendenz des einen Gottes leitet sich seine Ausschließlichkeit ab – ein Gedanke, der den auf Weltimmanenz ausgerichteten Polytheismen der Antike fremd war.

Sicher wäre es ein Fehler, den antiken Polytheismen Toleranz zu unterstellen. Vielmehr waren sie, wie etwa der Ägyptologe Jan Assmann an unterschiedlichen Stellen betont, „übersetzbar“. Ihre Übersetzbarkeit gründet in der Identität von Medium und Inhalt: Zeus *ist* die Statue – ebenso wie Amun die Statue *ist*. Deshalb

war es für einen Griechen kein Problem, Zeus mit dem ägyptischen Amun gleichzusetzen. Aton jedoch war nicht Zeus, genauso wenig wie Jahre Jupiter war.

### **Bildverbot und Weltaneignung**

Man kann es auch so formulieren: Die Erfindung des Monotheismus nötigt zur Erfindung eines modernen Medienbegriffs. Erst wenn der eine, allmächtige Gott in die Transzendenz verbannt ist, bedarf es Medien, die die Botschaft des Gottes vermitteln. Da der eine Schöpfergott zeitlos und nicht konkret ist, braucht er in letzter Konsequenz ein Medium, das seine Botschaft möglichst immateriell und anschauungslos vermittelt. Aus diesem Grund – so vermutet auch Assmann – kann der Monotheismus letztlich nur schriftlich tradiert werden. Die Idee des einen, absoluten Gottes lässt sich nur als Textkorpus, nicht aber als institutionalisierte Ritenreligion etablieren. Oder auf einen einfachen Nenner gebracht: Der Monotheismus braucht das Buch, die Heilige Schrift. Zu dieser Institutionalisierung durch Verschriftung ist es im alten Ägypten nicht mehr gekommen. Das geschah erst in Israel.

Dass auch in Israel der Monotheismus eine mediale Auseinandersetzung zu führen hatte, davon zeugt das Alte Testament. Am eindringlichsten in den Zehn Geboten. Schon das zweite Gebot – die Zählweise ist umstritten, was schon ein Teil des Problems ist, doch dazu unten mehr – ist ein mediales: „Du sollst Dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen, weder von dem, was oben im Himmel, noch von dem, was unten auf Erden, noch von dem, was im Wasser unter der Erde ist“ (2. Mo 20, 4). Es dauert nur zwölf Kapitel, dann wird dieses Gebot gebrochen, und Moses lässt zur Strafe erst einmal 3.000 Mann seines eigenen Volkes niedermachen, was als Hinweis darauf verstanden werden sollte, dass es geraumer Zeit bedurfte, bis sich das absolute Bilderverbot tatsächlich durchsetzte.

Der Monotheismus vollzieht eine strenge Trennung zwischen der Welt und dem transzendenten Gott. Gott ist weder in einer Handlung noch in einem Kultgegenstand anwesend. Er offenbart sich durch die Schrift. Das Bilderverbot unterstreicht die Trennung von menschlicher, verfügbarer Welt und göttlicher, un verfügbarer Transzendenz.

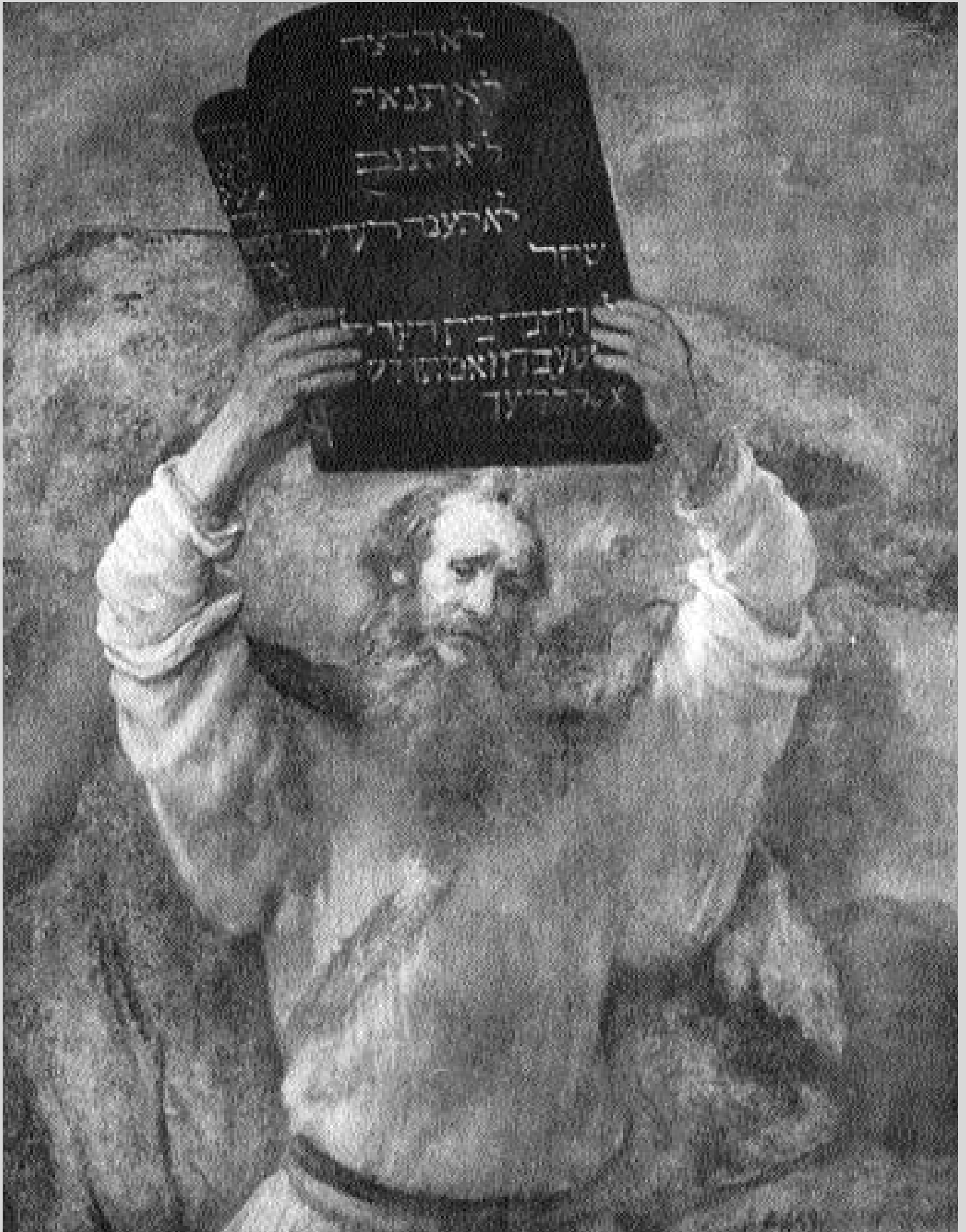
Bilder sind materiell. Sie anzubeten, würde bedeuten, das Weltliche anzubeten. Das aber

führt in den Polytheismus und damit in die Häresie. Indem der Mensch das Bildverbot akzeptiert, anerkennt er die Gottlosigkeit der materiellen Welt. Zugleich ist das Bildverbot aber auch Ausdruck der Herrschaft des Menschen über diese Welt: „Du sollst Dir kein Bildnis machen“ und: „Machet sie Euch untertan“ (1. Mo 1, 28) sind zwei Seiten derselben Medaille.

Die Botschaft des Gottes Israels richtet sich ausschließlich an sein auserwähltes Volk. Ihre mediale Vermittlung dient im Wesentlichen der Orientierung nach innen, der Wahrung der Identität und der Traditionspflege. Eine ganz neue Dimension bekommt die Offenbarung Gottes im Christentum. Jesus von Nazareth erlässt einen Missionsauftrag: „Darum gehet hin und machet zu Jüngern alle Völker: Taufet sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehret sie halten alles, was ich Euch befohlen habe“ (Mt 28, 19). Oder in der Version des Johannes: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich Euch“ (Joh 20, 21). – Das ist der Moment, in dem das Christentum im wahrsten Sinne des Wortes auf Sendung geht.

Von dem Judentum übernimmt das Christentum das Bildverbot. Mehr noch: Genau genommen stellt es eine Erneuerung des Bildverbots dar. Jesu Weigerung, ein Zeichen zu geben (Mt 12, 39: „Ein böses und abtrünniges Geschlecht fordert ein Zeichen, aber es wird ihm kein Zeichen gegeben werden“), seine Predigten gegen die Werke der Schriftgelehrten und Pharisäer (Mt 23, 5: „Alle ihre Werke aber tun sie, damit sie von den Leuten gesehen werden. Sie machen ihre Gebetsriemen breit und ihre Quasten groß“) oder seine Belehrung des Thomas (Jo 20, 29: „Weil du mich gesehen hast, Thomas, darum glaubst du. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!“) sind – u. a. – eine nachdrückliche Ermahnung, das zwischenzeitlich etwas lax praktizierte Bildverbot wieder konsequent einzuhalten.

Es gehört zu einer der Pointen der Kulturgeschichte, dass sich beides – Missionsauftrag und Erneuerung des Bildverbots – als unvereinbar erwies. Sobald das Christentum den jüdischen Kulturkreis verließ und in den hellenistischen, mithin polytheistischen, Bilder verehrenden, heidnischen Kulturraum expandierte, sah es sich in der missionarischen Praxis gezwungen, Riten, Bräuche und Institutionen der heidnischen Völker zu übernehmen. Das Ergebnis ist die spezifische Form von Christentum, wie wir sie im Katholizismus wiederfinden.



Der Katholizismus nimmt das Bildverbot teilweise wieder zurück. Neben der Verehrung von Reliquien, Heiligen und Madonnenbildern, die einer Anbetung doch recht nahekommt, ist der bedeutendste – und bis auf den heutigen Tag immer wieder strittige – Ausdruck dieses medientheologischen Selbstverständnisses die Eucharistie. Nach katholischer Auffassung werden in der Abendmahlhandlung Wein und Brot Blut und Leib Christi. Der Fachterminus für diesen Vorgang heißt Transsubstantiation: Wein wird nicht im oberflächlichen Sinne Blut, sondern der Substanz nach. Wie in den Mysterienkulten der Antike ist Gott in der Handlung oder im Kultgegenstand tatsächlich präsent.

Das medientheologische Schwanken des Katholizismus zwischen einer Kult- und einer Buchreligion hat beachtliche Konsequenzen, die das gesamte Kirchen- und Glaubensverständnis betreffen. Sie umfassen die katholische Auffassung von der Institution Kirche ebenso wie vom Amt des Papstes, vom Verhältnis des Gläubigen zum Klerus bis hin zu den Glaubensinhalten.

### Die Befreiung der Bilder

Gegen diese folgenschwere katholische Lehre einer stofflichen Immanenz der Transzendenz in der Welt ist immer wieder massiver Widerspruch erhoben worden, am folgenreichsten durch die Reformatoren des 16. Jahrhunderts.

Luther, Zwingli und Calvin wandten sich mit Nachdruck gegen die Verehrung von Bildern. Nur in der Schrift kann man – indirekt – Gott erfahren, nur in der intellektuellen Auseinandersetzung mit dem Wort.

Einig waren sich die Reformatoren in ihren medientheoretischen Grundüberzeugungen: Bilder sind lediglich Abbilder sichtbarer Vorbilder. Deshalb machen Bilder nicht sehend, sondern blind. Bilder schieben die profane Welt vor die göttliche. Nur die hermeneutische Auseinandersetzung mit der Schrift ermöglicht eine Ahnung Gottes.

Uneinigkeit bestand unter den Reformatoren allerdings hinsichtlich der Konsequenzen: Calvin wandte sich nicht nur gegen die Anbetung und Verehrung von Bildern, sondern auch gegen ihre Herstellung und Präsentation. Daher ist für Calvinisten das Bildverbot auch das erste Gebot, nach lutherischer und katholischer Zählung hingegen das zweite. Luther war hier, wie in vielen Dingen, wesentlich liberaler als Calvin. Er störte sich an der Vorstellung, dass Bilder irgendei-

ne sakrale Bedeutung haben. Das Heil gibt es allein durch die Schrift, nicht durch Bilder oder Riten. Allerdings sah Luther deutlich ihren pädagogischen Wert. Bilder können Dinge verdeutlichen, solange man nicht Abgebildetes, Abbild und inneres Bild miteinander verwechselt.

Luthers medientheoretisches Argument ist also im Grunde zeichentheoretisch: Bilder sind menschliche Produkte, deshalb sind sie so wenig heilig wie menschliche Institutionen, Ämter und Lehrschriften. Bilder sind Abbilder innerer Bilder, die beim Betrachter wiederum innere Bilder erzeugen können. Daher können sie für den Gläubigen wichtige Stützen sein, sie können ihm dabei helfen, etwas *symbolisch* zu begreifen. Das bedeutet: Luthers Bildkritik richtet sich nicht gegen das Bild an sich, sondern dagegen, zu vergessen, dass das Bild ein Bild ist. Luther klagt die Bildlichkeit des Bildes ein.

Das hat zwei Konsequenzen: Zum einen wird das Bild entsakralisiert. Zum anderen gewinnt es durch diese Entsakralisierung Eigenständigkeit. Das Bild bekommt einen eigenen Wert *als Bild*. Die Reformation revolutioniert nicht nur die Schriftkultur, indem sie ihre Aufmerksamkeit auf das geschriebene Wort richtet, auf Begründbarkeit, rationale Argumentation und Diskursivität und so die Grundlage für die überwältigende Entfaltung bürgerlicher und wissenschaftlicher Buchkultur legte; die Reformation befreite auch die Bilder.

In den protestantischen Ländern Europas konnten sich die Künstler daher neue Genres und neue Gegenstände erschließen: Stillleben, Straßenszenen, Momente des Alltags, Menschen bei der Arbeit oder in der Natur – das beeindruckendste Zeugnis dieser Entwicklung ist vielleicht das goldene Zeitalter der holländischen Kunst in den calvinistischen Niederlanden.

Die Reformation befreite jedoch nicht nur die Bilder. Sie setzte sie auch in einen neuen Kontext, indem sie darauf aufmerksam machte, dass Bilder eben nicht unmittelbar und übermächtig sind. Denn der sinnliche Eindruck ist nicht alles. Ein Bild will verstanden und interpretiert, es will in Worte gefasst werden (Gräb 2002).

Die Schriftkultur des Protestantismus hat die Bilder somit nicht nur von ihrer sakralen Bürde befreit, sie hat sie auch in einen multimedialen Kontext gestellt. Bilder werden erst dann zu interessanten Bildern, wenn man über sie redet oder über sie schreibt. Damit ist der Protestantismus nicht ganz unschuldig an dem frei schwebenden und semantisch mäandernden Kura-

torendeutsch, das man in jedem zweiten Ausstellungskatalog findet. Zugleich aber sind auch Medienwissenschaften, Medienethik und Medienpädagogik ohne die protestantische Skepsis gegenüber dem Bild und die Einsicht in die notwendige Reflexion des Umgangs mit Bildern kaum denkbar. Bildung, Wissen und Medienkompetenz der verführerischen Macht der Bilder entgegenzusetzen, ohne sie rundherum zu verteufeln, ist ein urprotestantischer Reflex.

Diese historische Einsicht könnte einen zu der Vermutung führen, dass der moderne Protestantismus „naturgemäß“ und wie von selbst in den Wassern der modernen Mediengesellschaft mitschwimmt. Und in einem gewissen Sinne stimmt das auch, zumindest in seiner gesellschaftlich engagierten, säkularen Form. Etwas anders sieht es mit den protestantischen Kirchen aus. Hier kommt es zu einer, auf den ersten Blick fast paradoxen Situation. Nicht der Protestantismus, der sich im gewissen Sinne auf der Höhe der Reflexion gesellschaftlicher Entwicklung und als legitimer, ja selbstverständlicher Partner der Moderne sieht, steht im Mittelpunkt des aktuellen medialen Interesses, sondern der Katholizismus.

Das ist nicht überraschend. Der Katholizismus lebt von der Macht der Bilder. Schließlich bestand die Reaktion auf die Reformation nicht in einem Einschwenken auf die protestantische Bildkritik, vielmehr antwortete die Gegenreformation mit der Bildermacht des Barock.

### Das mediale Delegieren religiöser Inhalte

Doch das mediale Interesse am Katholizismus hat seine Ursache nicht nur in den exotischen Bildern und dem Spektakel. Ein ganz wesentlicher Grund für die Medienkompatibilität des Katholizismus liegt in seiner institutionellen Verfassung. Aufgrund seiner starken Hierarchie mit dem Papst an der Spitze passt die katholische Kirche wunderbar in eine dem Starkult verpflichtete Mediengesellschaft. Der demokratische Protestantismus, der der Amtskirche das Priestertum aller Gläubigen entgegensetzt, sieht da notwendigerweise etwas blass aus. Hinzu kommen die eindeutigen Botschaften Roms, die in Verbindung mit der Kulisse des Vatikans eine sehr reizvolle mediale Einheit ergeben.

An diesem Punkt wird aber auch die schon fast tragisch zu nennende Schattenseite des katholischen Medienerfolgs deutlich. Er verdammt das Papsttum zur Unbeweglichkeit. Jede Liberalisierung würde den Medienerfolg aufs Spiel

setzen. Der Katholizismus hat sich in eine mediale Sackgasse manövriert. Was ihn zum Medienereignis macht, ist seine Rückwärtsgewandtheit, das Unzeitgemäße und Überholte. Und der Versuch, zeitgemäßer und moderner zu werden, würde die Sehnsucht der Menschen nach dem ganz anderen enttäuschen, die sich in der medialen Begeisterung widerspiegelt.

Die hohe Medienpräsenz des Katholizismus ist somit kein Zeichen plötzlicher katholischer Stärke oder gar einer Rekatholisierung – im Gegenteil. Man schaut dem Papst zu, ähnlich wie man anderen Superprominenten zuschaut, hört seine Botschaft – und geht zur Tagesordnung über.

Aus psychologischer Perspektive erfüllt der Katholizismus damit die klassische Funktion einer Projektionsfläche. Vielleicht spüren viele liberale Menschen tief in ihrem Herzen und ohne es jemals öffentlich zuzugeben, dass der Papst mit seiner unveröhnlichen Position eventuell so falsch nicht liegt. Sie fühlen, dass dieser alte Mann etwas ausspricht, was zwar unendlich unbequem ist, im Grunde aber bei Weitem nicht so abartig, wie viele liberale Meinungsmacher es darstellen. Und vor allem: Der Mann hat noch eine Position, klar, eindeutig und unbeirrbar. – Man selbst, als liberaler moderner Großstadtmensch, würde diese Positionen natürlich niemals wirklich teilen, aber irgendwie ist es doch beruhigend, dass es jemanden gibt, der sie vertritt. Das schafft eine enorme Entlastung.

Durch seine mediale Präsenz, seine Bilder, seine Rituale schafft der Katholizismus geistige Orte, an die die Menschen Glauben, Sehnsüchte und moralische Skrupel delegieren können. Damit erfüllt der Papst Ordnungssehnsüchte des Medienpublikums – wie die Stars der Unterhaltungsbranche die Sehnsucht nach einem glamourösen Leben (Claussen 2006).

Demgegenüber ist die scheinbare mediale Schwäche des Protestantismus seine Stärke. Sie beruht darin, dass er weder bildlich überwältigen noch als Projektionsfläche dienen möchte. Im Zentrum des Protestantismus steht der reflektierende und argumentierende, sich mit Texten, Bildern und anderen Medienformen auseinandersetzen Mensch. Das führt mitunter dazu, dass die dahinter stehenden Sinndeutungen und Motive nicht immer als christlich erkennbar sind. Dafür sind sie umso wirksamer. Das zeigen allein schon die modernen Konzepte von Medienpädagogik und Medienwissenschaft. Und selbstverständlich die Idee einer freiwilligen Selbstkontrolle der Medien.

#### Literatur:

**Assmann, J.:**  
*Die Mosaische Unterscheidung. Oder der Preis des Monotheismus.*  
München 2003

**Claussen, J. H.:**  
*Zurück zur Religion. Warum wir vom Christentum nicht loskommen.*  
München 2006

**Gräß, W.:**  
*Sinn fürs Unendliche. Religion in der Mediengesellschaft.*  
Gütersloh 2002

Dr. Alexander Grau forscht über die Theoriebildung in der Philosophie und arbeitet als freier Autor und Lektor.

